

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Magazin in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 15.

Berlin, Montag den 3. Februar

1840.

Frankreich.

Die Französische Provinz vor dem Ausbruche der Revolution.
Von E. Souvestre.¹⁾

I.

Vor der Revolution gab es zu Rennes auf dem Platze des Gerichts-Palastes eine alte Beisetzstube, von deren Thür erst ganz kürzlich der Mittelweg verschwunden war, um einem Schilde Platz zu machen, auf welchem man zwei verbundene Hände sah, unter denen die Worte standen: Café de l'Union. Dieser Ort war der Sammelplatz der Kaufmanns-Gehälfen, der Gerichtsschreiber und der jungen Rechtsbesessenen. Man trank dort nicht viel, vielleicht weniger aus Mäßigkeit als aus Nothwendigkeit; dafür sprach man aber desto mehr über die Tagesbegebenheiten, welche von Tage zu Tage einen ernsteren Charakter annahmen. Die Streitigkeiten zwischen dem Hofe und dem Parlamente lebten wieder auf, und zwar heftiger als je. Der Adel, welcher seit Richelieu's Zeit zu schwach war, um der königlichen Gewalt zu widerstehen, gebrauchte das öffentliche Wohl als Waffe gegen dieselbe. Im Namen dieses Wohls und um die Erhebung neuer Abgaben zu verhindern, hatten die Parlamente schon mehrmals dem Willen des Hofes getrotzt; sehr begreiflich daher, daß das Volk in ihnen die Vertheidiger seiner Rechte erblickte und sich auf ihre Seite schlug.

In der Bretagne fand der Widerstand der Gerichte den größten Anhang beim Volke, denn sie vertheidigten nicht nur die finanziellen Rechte der Provinz, sondern auch deren Freiheiten. Der alte provinzielle Geist regte sich um so mächtiger, als er durch die Privilegien, welche Ludwig XII. dem Herzogthum bei seiner Vereinigung mit Frankreich gelassen hatte, genährt und gepflegt worden war. Das Interesse ging also Hand in Hand mit den Vorurtheilen des Volkes, und indem man die Parlamente im Kampfe gegen die Minister unterstützte, gehörte man eben so sehr einem natürlichen Antriebe wie der Klugheit.

Uebrigens war in der Bretagne unter dem Volke das Mißbehagen und die Sehnsucht nach einer Aenderung verbreitet, welche die Vorbereitungen der Revolutionen zu seyn pflegten. In allen Gemüthern war eine Kampfeslust erwacht, welche nur auf die Gelegenheit zum Ausbruche wartete. Vermöge ihrer Stellung und ihrer Neigung fielen die Besucher des Kaffeehauses der Union dem Parlamente zu, nicht etwa weil die Jugend des dritten Standes die Sache des Parlaments und ihre eigene für identisch hielt, sondern weil sie in Erwartung des eigentlichen Kampfes ihre Kräfte zu üben und das Schlachtfeld kennen zu lernen wünschte. Wir sprachen nie von etwas Anderem, und unsere Begeisterung war eben so aufrichtig wie ausdauernd.

Unter den jungen Leuten zeichneten sich viele durch Beredsamkeit und geistige Befähigung aus; vor Allen verdienten aber zwei die höchste Beachtung. Der Erste war fremd in der Stadt; sein feines Lächeln, sein forschender und spähernder Blick, sein schneidender Ton hoben ihn aus seiner Umgebung hervor. Er hatte seine Bildung aus den Schriften der Encyclopädisten geschöpft und drang nun auf die Verwirklichung ihrer Lehren und eine Umgestaltung der Dinge. Er war eher Pantheist als Atheist zu nennen, seinen Skeptizismus verdeckte er durch einen poetischen Anflug, welcher ihm einen gewissen Schwung verlieh; seine Sprache erinnerte an Seneca und d'Alembert. Wenn das Gespräch über allgemeine Gegenstände ausgegeben wurde und die Unterhaltung einen vertraulichen Charakter annahm, so sprach er von den weiten Reisen, welche ihm schon in den Träumen seiner Kindheit vorgeföhwebt hätten. Er hieß, wenn ich nicht irre, Chasteloup, aber seine Freunde kannten ihn nur unter dem Namen Volney.

Der zweite Held der Gesellschaft war der junge Moreau, welcher schon damals wegen seiner Kaltblütigkeit, seines richtigen Urtheils und seiner glücklichen Laune berühmt war. Der Einfluss, den er auf seine Genossen übte, hatte diese bewogen, ihn zum Vorfeser der Rechtsschule zu erwählen; es war dies eine Art Ehrenamt, welches ihm die Studenten übertragen hatten. Er entschied die Streitigkeiten der Studenten, er gestattete oder untersagte das Duell. Unterstützt von seinem Kanzler und seinem Schreiber, leitete er die Verhandlungen der Schule, verfolgte er ihre Vorrechte, sammelte er

die Stimmen, wenn über die Ausstoßung eines Studenten, welcher seiner Ehre etwas vergeben hatte, abgestimmt wurde. Sein Ansehen erstreckte sich nicht minder auf das Theater, wo er über zwölf Plätze zu verfügen hatte und wo seine Stimme über das Engagement oder Nicht-Engagement eines Schauspielers den Ausschlag gab. Jeder Debütant mußte ihm im großen Saale der Rechtsschule und in Anwesenheit aller Studenten seine Aufwartung machen. Seine Neigungen waren einfach und edel. Daher besaß er die Liebe aller seiner Gefährten, und wenn es darauf ankam, gab seine Meinung den Ausschlag. Da er fest entschlossen war, in dem herannahenden Kampfe auf die Seite des Parlaments zu treten, so war kein Zweifel, daß beim ersten Signal die ganze Jugend von Rennes dieselbe Partei ergreifen und verfechten werde.

Ich brachte meine Abende meistens im Kaffeehause der Union zu und hielt mich hier vorzüglich an einen jungen Kaufmann, Namens Benoist. Dieser hatte durchaus nichts Auffallendes. Er zeichnete sich nicht durch Lebhaftigkeit des Geistes aus, wohl aber durch gesunden Menschenverstand, nicht durch geräuschvollen und lärmenden Mut, wohl aber durch Zuverlässigkeit. Es würde schwer gehalten haben, einen Fehler an ihm zu entdecken, aber seine Tugenden hatten einen einformigen und langweiligen Ansich. Beim ersten Anblick hielt man ihn für eine, so zu sagen, negative Persönlichkeit, für einen mittelmäßigen Verstand, aber bei näherem Umgange erkannte man bald den Werth dieser gleichförmigen und regelmässigen Natur. In Ermangelung origineller Kraft, besaß er die Fähigkeit, sich anzueignen, was Andere Nützliches oder Schönes entdeckt hatten. Während Begabtere als er nur ihre eigene Vernunft zum Maßstabe nahmen, benutzte er die Kenntnisse aller derer, welche ihm nahe kamen. Er erforderte die Idee nicht, aber er tauschte sie ein, und selten machte er einen schlechten Handel. Daher kam es, daß jede einzelne Handlung desselben einen gewöhnlichen Menschen zu verstanden schien, während alle im Zusammenhange die Ueberlegenheit seines Geistes bezeugten.

II.

Wir waren im Mai des Jahres 1788. Der Hof schien entschlossen, den Widerstand des Parlaments von Rennes um jeden Preis zu beseitigen: Bertrand von Molleville war zum Intendanten und der Graf von Thiard zum Gouverneur ernannt worden. Beide waren in Rennes eingetroffen, mit dem Auftrage, wie es hieß, die Befehle des Königs zur Ausführung zu bringen. Die allgemeine Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Das Parlament, der Adel und die permanenten Kommissionen der Stände hatten im Voraus gegen jede ungesetzliche Maßregel protestirt. „Wenn die Feinde des öffentlichen Wohls“, rief der ungestüme Graf von Thiard aus, „entschlossen sind, das Band zu zerreißen, welches die Unterthanen mit ihrem Herrscher verbindet, so würden wir unserer Ehre zu nahe treten, wenn wir unterließen, gegen jede Verletzung der National-Verfassung zu protestiren.“

Unterdes trafen täglich Truppen ein; der Schleier des Geheimnisses verbüllte alle Schritte des Gouverneurs und des Intendanten. Am 10. August versammelte sich das Parlament mit Tagesanbruch im Gerichts-Palast. Alle Magistrats-Personen, angehan mit ihren scharlachrothen und mit Hermelin verbrämten Gewändern, waren auf ihrem Posten. Der Präsident Le Merdy von Cateulan erklärte die Sitzung für eröffnet. Plötzlich vernahm man ein Getöse von Pfeifen und Trommeln; die Gerichtsdienner stürzten herbei, verkündend, daß Herr von Thiard, gefolgt von Soldaten, Lakaien und Pagen, die Treppe heraufkomme. Der Präsident gebot mit ruhigem Ton dem Thürsteher, die Thür zu schließen und sich vom Gouverneur sein Beglaubigungsschreiben überreichen zu lassen. Der Thürsteher gehorchte, aber er kehrte bald zurück mit der Meldung, daß der Gouverneur keine andere Beglaubigung habe, als den Befehl des Königs, gutwillig oder mit Gewalt in den großen Saal einzudringen. Zugleich benachrichtigte er die Versammlung, daß das Volk den Palast umringe, und daß die Soldaten dasselbe kaum noch zurückhalten könnten.

„Das Parlament ist weit von jeder Empörung entfernt“, rief Herr von Cateulan; „Thürsteher, öffne die Thüren.“ — Beide Flügelthüren öffneten sich, und der Graf von Thiard erscheint mit von Molleville und den Offizieren, Alle den Hut in der Hand haltend. Bei diesem Anblicke bedeckten sich die Mitglieder des Parlaments. Herr von Thiard fragt, im Saale umherblickend, wo der Platz der Abgeordneten des Königs sey. — „Zeigen Sie zuerst Ihr Beglaubigungsschreiben.“

¹⁾ Vergl. damit die früher von diesem Verfasser mitgetheilten Artikel über „die Schreckenzeit in der Bretagne“.

gungsschreiben", antwortet der erste Präsident. — „Ich habe keines.“ — „Dann ist Ihr Eindringen in diese Versammlung widerrechtlich, und sie erklärt, daß sie ihre Beratungen nicht fortsetzen kann.“ — „Halten Sie ein, Herr Präsident, hier ist ein königliches Schreiben, welches Ihnen von der Stelle zu weichen verbietet, wenn Sie sich nicht der Ungnade des Königs aussetzen wollen. Hier sind ferner Kommissionen, Ordonnanzen und offene Schreiben, welche ich vorlesen werde und welche es dem General-Prokurator zur Pflicht machen, auf die einfache Einregistrierung des königlichen Schreibens zu dringen.“ — „Das Herkommen verbietet mir“, erwiderte der General-Prokurator, „in Gegenwart von Dienern des Königs Anträge zu stellen.“ — „Dann befehle ich im Namen Seiner Majestät, das Schreiben einzuregistrieren.“

Nun begann der Graf von Thiard, das königliche Schreiben zu verlesen, und sagte dann: „Im Namen Seiner Majestät erkläre ich die Sitzung für aufgehoben und befehle Ihnen, sich zu entfernen.“ — „Und ich“, erwiderte der Präsident, „erkläre im Namen des Gerichtshofes, daß er diese neuen Gesetze nicht anerkennen kann.“

Während sich aber dieses im Innern zutrug, bot der Platz vor dem Palaste einen viel stürmischeren Anblick dar. Auf die Nachricht, daß der Palast von Truppen besetzt sey, strömte die ganze Bevölkerung der Stadt herbei. Die jungen Leute aus den Comtoiren, Gerichtsstuben und Schulen waren unter Moreau's Anführung bis zur Vorhalle des Palastes gedrungen, wo sie im Begriffe waren, Hand an Herrn von Rolleville und Herrn von Thiard zu legen. Eine hinzukommende Truppen-Abtheilung hatte sie wieder befreit, aber der Ruf: „Es lebe das Parlament! Tod den Verräthern!“ wurde von tausend Stimmen wiederholt. Endlich langte das Regiment Rohan-Montbazon an Ort und Stelle an und machte die unteren Räume des Palastes frei, ohne jedoch die Menge weiter zurücktreiben zu können. In diesem Augenblicke erschienen die Mitglieder des Parlaments, welche Herr von Rolleville und Herr von Thiard zur Aufhebung der Sitzung gezwungen hatten, oben auf der Treppe. Bei ihrem Anblick ertönten von allen Seiten Rivats. Herr von Catuelan winkte mit der Hand, und es trat alsbald die tiefste Stille ein. Die Menge trat aus einander, und die Versammlung schritt mit dem Präsidenten an ihrer Spitze durch dieselbe hin.

Die Mitglieder des Parlaments waren verschwunden, als an der Thür des Palastes wieder eine Bewegung entstand. Es scharrten sich Soldaten an der Treppe um eine mit einem Wappen gezeierte Chaise. „Das ist Bertrand von Rolleville!“ ertönte es plötzlich; „nieder mit den Verräthern! Tod den Unterdrückern!“ Bei diesen Worten stürzten die jungen Leute vor; die Soldaten wollten sie abhalten, aber die stuhende Menge reißt sie fort und zerstreut sie. Steine flogen auf die Chaise des Intendanten los, und dieselbe wird zertrümmert; er selbst wird an der Stirn verwundet. Herr von Thiard, welcher keine Furcht zu kennen scheint, sucht sich Gehör zu verschaffen und die Soldaten zusammenzubehalten, aber umsonst; ein Stein verwundet auch ihn.

Unterdess hatte sich die Nachricht von diesem Handgemenge in alle Theile der Stadt verbreitet; der Chevalier Blondel von Nonainville fliegt mit einer Compagnie herbei. Moreau geht ihm entgegen, und es wäre sicher zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht ein Offizier vorgetreten wäre und, seinen Degen senkend, den Soldaten zugerufen hätte: „Kein Blut! Auch ich bin Bürger! Halt, Soldaten!“ Ein tausendfältiges Lebedoch folgte den Worten des Offiziers. Man umarmte ihn, man hob ihn in die Höhe und trug ihn im Triumphe umher. Indess wurde er von einigen Steinen getroffen, welche aus dem dichtesten Haufen geschleudert worden waren. „Haltet ein!“ rief Moreau, „er ist unser Freund.“ — Augenblicklich hörten die Steinwürfe auf, und neues Beifallsgeschrei erfolgte. Aber die Soldaten, die sich diese plötzliche Begeisterung nicht erklären konnten, glaubten, man wolle ihnen ihren Offizier entreißen, und stürmten unaufhaltsam vorwärts, um ihn wieder zu erobern. Es wäre ein neuer Kampf entstanden, wenn nicht der Graf von Bery und Herr von Pont-Faroy demselben dadurch vorgebeugt hätten, daß sie die Truppen in die Kasernen zurücksendeten und das Volk aufforderten, auseinanderzugehen.

Diese Kundgebung der öffentlichen Meinung war zu unzweideutig, als daß sie nicht den Gesandten des Königs die Augen über die Schwierigkeit ihrer Mission hätte öffnen sollen. Daher beschloß auch der Graf von Thiard, der an diesem Tage eine Festigkeit gezeigt hatte, der wir selbst unsere Bewunderung nicht verlagern konnten, die höchste Energie zu entfalten. Er forderte Munition und Kavallerie. Als aber in den Regimentern, welche nach Rennes beordert wurden, sich die Nachricht verbreitete, daß sie zum Kampfe gegen das Volk bestimmt seyen, traten alle Bretoner, die in denselben dienten, zusammen. Die Offiziere boten ihre Entlassung an, und die Soldaten weigerten sich, zu marschieren. Man mußte also die Bretoner zurückschicken.

Unterdess langte der Rest der Truppen an; Herr von Thiard benachrichtigte die Kommission von ihrer Ankunft, aber diese verweigerte alle zum Unterhalt der Truppen nöthige Gegenstände, und Herr von Thiard war genöthigt, sie im Franziskaner-Kloster und im Palaste unterzubringen. Uebrigens häuften sich die Schwierigkeiten von allen Seiten. Die Jünglinge der Rechtsschule weigerten sich, den Eid zu leisten, und richteten an die anderen Universitäten eine Protestation, mit der Bitte, ihr Beispiel nachzuahmen. Der Haß gegen den Gouverneur und Herrn von Rolleville war allgemein und gab sich auf jede mögliche Weise kund. Eine Straße, welche die Straße Bertrand hieß, wurde öffentlich umgetauft und die Straße des Tartuffe genannt. Die Kaufereien zwischen den Soldaten und Bürgern erneuten sich täglich. Der Widerstandsgedanke war nicht allein in den Schulen und Comtoiren verbreitet, sondern er war auch in die Klöster gedrungen. Von tausend Beispielen nur eines.

Ein Mönch, der aufs Almosen-Sammeln ausging, kam aus dem Kloster der Kapuziner, gefolgt von einem Knaben, der seinen Ranzen trug, als plötzlich ein Dragoner vom Regimente Orleans mit Schimpfreden über ihn herfiel. Der Frater antwortete nicht; dadurch ermutigt, lief der Soldat hinter ihm her und sagte zu ihm, indem er ihm seinen Helm aufstülpte: „Seim Teufel! Du würdest einen prächtigen Soldaten abgeben.“ — „Dazu fehlt mir nur eins“, erwiderte der Kapuziner. — „Und das wäre?“ — „Ein Schwert.“ — „Darauf soll es nicht ankommen“, sagten einige Dragoner, welche dieser Auftritt herbeigelockt hatte. In der That gab einer derselben dem Frater sein Schwert. Kaum hielt dieser dasselbe in der Hand, als er den Helm und die Kapuze zurückschlug und einen heftigen Ausfall gegen seinen Beleidiger begann. „Wir wollen doch einmal sehen“, sagte er, „ob Du eben so tapfer wie frech bist.“ — Der Soldat wollte anfangs spassen, aber er wurde bald gezwungen, sich ernstlich zu vertheiligen, und am Ende unterlag er. Der Mönch warf sodann das Schwert neben den Verwundeten hin, und sich zu den Dragonern wendend, sagte er: „Tragen Sie Ihren Freund fort, meine Herren; ich werde für seine Gesundheit beten.“ — Hierauf zog er die Kapuze über sein Gesicht, gab dem Knaben, welches den Bettsack trug, ein Zeichen und entfernte sich langsamen Schrittes.

Dem Verbote des Herrn von Thiard zum Trost, versammelten sich die Mitglieder des Parlaments noch immer. Dieser ließ daher die Thüren des Palastes besetzen, aber die Magistratspersonen wählten einen anderen Versammlungsort. Der Gouverneur hoffte, den Widerstand durch die Verhaftungsbefehle, welche er gegen die angesehensten Mitglieder des Parlaments mitgebracht hatte, zu besiegen. Der Oberst-Lieutenant der Bürger-Miliz, Philipp von Trencholy, erhielt demgemäß den Befehl, sein Bataillon zu versammeln, um die Vollstreckung der königlichen Befehle zu sichern. Er weigerte sich, es zu thun. Hierauf wurde der Großprokos vom Gouverneur aufgefordert, die betreffenden Parlaments-Mitglieder zu verhaften; dieser bot seine Entlassung an. „Sie werden Ihre Schuldigkeit thun“, rief der Graf von Thiard ganz außer sich, „oder Ihren Ungehorsam in der Bastille bereuen.“ — Der Befehl, die Truppen zusammenzubehalten, wurde augenblicklich ertheilt.

Durch seine Verbindung mit mehreren Offizieren war Moreau fortwährend vom Stande der Dinge unterrichtet. Am Abend des 1. Juni erfuhr er, daß in der Nacht mehrere Mitglieder des Parlaments festgenommen werden sollten; er benachrichtigte sie sogleich von der ihnen drohenden Gefahr. Sie beschloßen, sich zu versammeln, um zu erwägen, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun sey. Da ihnen der Eintritt in den Gerichts-Palast nicht gestattet war, so bot ihnen Herr von Cullé sein Hotel an. Dasselbe war von allen Seiten umringt, aber die bedrohten Parlaments-Mitglieder gelangten nichtsdessenungeachtet in dasselbe. Hier hielt das Parlament der Bretagne unter dem Geräusch des von außen hereinbringenden Waffengeklirrs und Geschreis seine letzte Sitzung. Herr von Thiard sendete zweimal vergeblich den Großprokos ab, welcher mit thranenden Augen in der Versammlung erschien und in Ohnmacht fiel. In dem Augenblicke, wo Herr von Thiard die Nachricht von der Unterwerfung des Parlaments zu erhalten glaubte, stellten sich ihm drei Gerichtsboten vor, welche im Namen des Parlaments erklärten, daß die Verhaftungsbefehle nichtig und erschlischen seyen, welche ihn aufforderten, die Truppen zurückzuziehen und ihn der Willkür und Pflichtverletzung anklagten. Er erfuhr zugleich, daß der Beschluß, gegen ihn und Herrn von Rolleville einen Verhaftungsbefehl zu erlassen, zur Berathung gekommen und nur mit der Majorität von vier Stimmen verworfen worden war. Da die Dinge einmal so standen, so hielt er jede Zögerung für gefährlich und beschloß, mit Gewalt in das Hotel von Cullé zu dringen. Dieser Befehl war indes nicht so leicht zur Ausführung zu bringen, denn die Menge verperrte alle Zugänge. Alle Offiziere traten zurück, und nur der Oberst des Regiments Rohan, von Hervilly, erklärte sich bereit. Kaum hatte er sich indes gezeigt, als tausend Stimmen ihn mit dem Tode drohten. Ein junger Mann riß ihm die Epauletten ab, warf ihm einen Degen zu und forderte ihn zum Kampfe heraus.

Ein Versuch, die Menge dadurch zu beschwichtigen, daß die Soldaten ihre Waffen entluden, hatte nur einen augenblicklichen Erfolg. Der Oberst von Hervilly wollte sich Gehör verschaffen, aber er wurde beschimpft und verböhnt. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Bertrand von Rolleville habe das Hotel der Intendanten verlassen, um sich zum Gouverneur zu begeben. Alsobald stürzte man ihm entgegen. Die Wache wird erschrickt, das Schilderhaus zertrümmert, die Reiter über den Haufen geworfen und die Bügel der Pferde zerschnitten. Das Parlament, welches benachrichtigt worden war, daß die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, beschloß endlich, auseinanderzugehen, um Blutvergießen zu verhüten. Am folgenden Morgen wurden Le Merdy von Catuelan, von Cullé, von Talhouet und viele Andere verhaftet und auf ihre Güter verwiesen.

Herr von Thiard täuschte sich indes, wenn er glaubte, daß die Zerstreuung des Parlaments jeden Widerstand beseitigen würde. Als sich die Nachricht von diesem Vorgange verbreitete, bemächtigte sich des ganzen Abends die höchste Erbitterung. Alle Körperschaften protestirten öffentlich. Der Bischof von Rennes ordnete Gebete an, um das Unglück abzuwenden, von dem die Bretagne bedroht sey. Der Ausschuss der Stände, an dessen Spitze der Graf von Botherel stand, verfaßte eine Beschwerdeschrift, welche zwölf Abgeordnete dem Könige übergeben sollten.

Seit zehn Tagen waren sie abgereist, als man erfuhr, daß sie in der Bastille saßen. Die Nachricht verbreitete sich bald in der ganzen Stadt; anfangs wollte man zweifeln, aber dies war nicht mehr möglich, als man Frauen in Trauer durch die Straßen fahren sah. Man erkannte in ihnen die Mütter und Gattinnen der Ver-

hasteten; sie begaben sich nach Paris, um die Gnade des Königs anzusuchen. Man ließ sich übrigens durch diesen Ausgang nicht abschrecken, sondern es wurden noch an demselben Tage achtzehn andere Abgeordnete abgesendet, welche in Pontchartrain verhaftet wurden. Nun wurde eine Deputation von 33 Mitgliedern abgesendet, welche beordert wurde, bei den früheren Protestationen zu beharren und nur der Gewalt zu weichen. Da man bei Hofe endlich daran verzweifelte, eine solche Zähigkeit und Gewalt zu besiegen, so griff man zu einem anderen Mittel. Die Deputation gelangte ohne Hindernisse nach Paris, aber hier fand sie alle Thüren verschlossen. Auf diese Weise hoffte man sie zu entmuthigen und sie zur Rückkehr in ihre Provinz zu zwingen. Aber eines Tages sah man sie uneingeladen in Versailles ankommen, sich dem Könige in den Weg stellen und diesem ihre Eingabe überreichen. Dieser nahm sie an und las sie, und einige Tage später waren die verhafteten Deputirten in Freiheit und die Parlamente wiederhergestellt.

E n g l a n d.

Denkwürdigkeiten des Admirals Sir Sidney Smith.

(Schluß.)

Die nächste Merkwürdigkeit im Leben des Admirals, welche sein Biograph giebt, ist sein Verhältnis zur Prinzessin von Wales; aber es ist zu bedauern, daß Herr Howard (der Verf. der Memoiren) nicht lieber ausführlich in eine Untersuchung über den Geheißstand eingegangen oder nur eine zusammengefaßte Darstellung der beglaubigten Aussagen gegeben. Planlos werden die Haupt-Thatsachen aus dem vertrauten Umgange des Admirals mit der Prinzessin gegeben, sein geheimer Zutritt und Aufenthalt in ihrem Hause und ihre rechtfertige Antwort, die nur ein sophistischer Versuch ist, zu zeigen, daß die außerordentliche Freiheit, welche dem Sidney Smith gestattet wurde, nicht unverträglich mit der Tugend wäre, obgleich sie unklar und zweideutig ausfähe. Offen gesagt, die Nachrichten des Herrn Howard sind geeignet, den gehässigsten Verdacht auf das Betragen der Prinzessin zu werfen. Sie mag unschuldig gewesen seyn, aber noch niemals erschien eine unschuldige Frau durch ihre eigene Rechtfertigung schuldiger.

Sein nächstes Kommando war unter Admiral Duckworth bei der unglücklichen Expedition nach Konstantinopel zu Anfang des Jahres 1807. Die Engländer, welche glücklich durch die Dardanellen gedrungen waren, erschienen mit einer fürchtbaren Flotte vor der Türkischen Hauptstadt, wo man sich mit Frankreich verbindend, eben die Russischen und Englischen Vorschläge zurückgewiesen hatte. Konstantinopel war verloren, da die Türken keine Vorbereitungen zum Widerstand getroffen hatten und, selbst im Falle solche da gewesen wären, die schlecht bediente Artillerie doch bald vor den Britischen Feuerschüden verstummt wäre. Die Pforte sah auch ihre Ohnmacht ein und wollte sich bereits in alle Forderungen des Englischen Admirals fügen. Da gelang es dem General Sebastiani, Französischem Gesandten bei der Pforte, dem Divan Rath einzuschleichen und sich die Leitung der Maßregeln zum kräftigsten Widerstand auszuwirken. Napoleon hatte klugerweise seinem Gesandten mehrere seiner trefflichsten Genie-Offiziere mitgegeben, darunter den später als General, Redner und edler Mann so hochberühmten Foy, und namentlich durch die Thätigkeit und das Talent dieses Offiziers füllten sich unter den Augen des durch Unterhandlungen geschickt hingehaltenen Duckworth die Küsten schnell mit Verteidigungs-Anstalten und Verteidigern. Der vor wenigen Tagen noch stolze Admiral, der Konstantinopel als gewisse Beute betrachteten konnte, mußte sich jetzt glücklich schätzen, daß keine Streitkräfte da waren, die ihm den Rückweg versperrten, und daß er ohne großen Verlust wieder aus den Dardanellen kam, wo er sein schwachvolles Unternehmen, oder vielmehr die schwachvolle Ausführung desselben, von England verwünscht und von Europa verspottet sah. Sir Sidney, der in diesen Meeren als Freund der Türken wenige Jahre vorher von diesen vergöttert wurde, mußte diesmal als ihr Feind durch fremde Schuld vor ihnen stehen. Er schiebt die Schuld des Mißlingens auf den Minister Arbuthnot und stellt bei dieser Gelegenheit Betrachtungen über den Zustand der Türkei und Russlands im Verhältnis zu ihr an, die unsere Vermuthung bestätigen, daß er wohl ein Seeheld, aber kein Staatsmann war.

Nach der Rückkehr von dieser locherlosen Expedition segelte er nach Brasilien mit der Portugiesischen Flotte, die sich seinem Geschwader angeschlossen hatte. Der Biograph giebt hier viele unbedeutende Begebenheiten, einige Nachrichten über die damalige Lage Portugals und kommt endlich zur Beschreibung eines glänzenden Dinners, welches Sir Sidney der Portugiesischen Königsfamilie am Geburtstag des Königs von England auf seinem Schiffe gab. Wir können diesen Theil der Biographie füglich unberührt lassen, da er kein weiteres historisches Interesse hat, auf keinen Fall für Deutsche Leser. Aber das muß angegeben werden, daß Sir Sidney in Brasilien sich den Ausdruck von Ansichten erlaubte, die mit denen im Widerspruch waren, welche seine Regierung hegte, und daß er gar Interessen verfolgte, mit denen England wenig sympathisierte. Er wurde deshalb zurückgerufen. Man hat den edelmüthigen Versuch gemacht, jeden Vorwurf dieserhalb aus seinem Charakter als Offizier zu entfernen, aber keine genügende Rechtfertigung ist für die gefährliche Unabhängigkeit möglich, die er sich unbefonnenerweise gestattet hat. Würden andere Offiziere der Flotte dieses Beispiel nachahmen, dann würde die Disziplin bald ein Ende haben. Die Pflicht eines Soldaten ist — gehorchen; wenn er einen eigenen Weg einschlägt, so bringt er die Sicherheit seines Dienstes, seiner Untergebenen und oft die seines Landes in Gefahr.

Seine Popularität litt jedoch nicht hierbei; er wurde sogar nach seiner Rückkehr zum Vice-Admiral ernannt. Er segelte nach dem Mittelmeer, wo seine vorzügliche Aufgabe war (für einen so tapferen Geist eine tränkende Aufgabe), in der guten Jahreszeit Toulon zu blokieren und im Winter in Port Mahon zu liegen. Um in diese einförmige Beschäftigung einige Variation zu bringen, führte er theatrale Unterhaltungen ein und errichtete eine Art von Lesekabinet. Der Biograph sagt hierüber folgendes Nähere, was nicht ohne Interesse seyn dürfte:

„Die Vorstellungen fanden statt in einer alten Kirche zu Mahon. Wo früher der Altar stand, erhob sich jetzt eine Schaubühne. Die Flügel des Tempels, wo sonst Kapellen für die Heilige waren, wurden in Kramläden umgewandelt, wo gute Cigarren und schlechter Brog von Damen verkauft wurden, die viel liberaler in ihren Begriffen von Sittsamkeit waren, als in ihren Handelsgeschäften. Das Wunderbare hierbei ist noch, daß die Spanier, die auf den Balearen sehr orthodoxe Katholiken sind, keinen Einspruch gegen diese Entweihung thaten, ja vielmehr den größten Theil der Zuhörer ausmachten. Da keine Parlaments-Akte zu Mahon Gesetzeskraft hatte, so nahm man offen Geld an den Eingängen für das Entree an; es wurde auf die Pflege der Kranken der Flotte und für die Armen der Stadt verwendet. Die Rollen übernahmen natürlich die jüngeren Offiziere der Schiffe: spielten sie gut, wurden sie beklatscht, spielten sie schlecht, so war's noch besser, man lachte sie aus und vergrößerte noch mehr hierdurch das Amusement. Auf dem Schiffe „Hibernia“ sahen wir auch mimische Kunst-Vorstellungen, die zwar nicht von solcher Wirkung waren, wie die der alten Kirche, aber doch besser als die besten Leistungen einer herumziehenden Truppe in einer Scheune.“

„Doch Sir Sidney suchte auf schönere Weise seine Offiziere zu unterhalten und die Bildung künftiger Capitaine der Britischen Flotte zu vermehren. Um das Studium aufzumuntern, machte er ein Dokument bekannt, worin er einen Theil seiner Kajüte zum Lesekabinet bestimmte und seine Bücher, Karten und Zeichnungen den Offizieren, ihren Gästen und den Reisenden zur Benutzung anbot. In 6 Paragraphen stellt er das Reglement fest, unter welchem die Worte stehen: Gedruckt am Bord der „Hibernia“ im Januar 1813. Wir können bei dieser Gelegenheit dem Leser bemerken, daß das Schiff „Caledonia“, welches die Flagge des Admirals trug, und Sir Sidney's Schiff sehr vollständige Druckerpressen hatten, mit vielen Typen und Zubehör versehen. In der Bodleianschen Bibliothek zu Oxford befindet sich jetzt ein Buch, das am Bord der „Hibernia“ gedruckt ist und von Sir Sidney der Bibliothek überreicht worden ist.“

Interessant sind in diesen Memoiren noch Bemerkungen über die wunderbare Geschichte des Capitain Bright, dessen trauriges Geschick noch unter einem geheimnißvollen Schleier ruht. Dieser Capitain hat bekanntlich Vidégreu und seine Mitverschworenen vor der Erhebung Napoleons zum Kaiser an der Französischen Küste gelandet. Er wurde aber von der Polizei ergriffen und in den Kerker geworfen. In den Zeiten der Erbitterung gegen die Französische Zwingherrschaft hat man keine Verleumdung verschmäht, die den Charakter Napoleons beschimpfen konnte; damals sagte man also auch, der Capitain sey auf dessen Befehl gefoltert, gräßlich verstümmelt und dann, damit das Verbrechen in ewigem Dunkel bleibe, ermordet worden. Jetzt verschmähen selbst die unverföhnlichsten Feinde des gestürzten Heros solche gemeine Lügen, und nur bei elenden Skribenten, die dadurch der Leichtgläubigkeit des Lesepöbels schmeicheln wollen, findet man noch dergleichen.

Nachdem Herr Howard noch Nachrichten über die Ernennung des Sir Sidney zum Commandeur des Bath-Ordens und zum Admiral gegeben, schildert er den Charakter seines Helden auf folgende Weise: „Die Geisteskräfte des Sir Sidney sind mehr durch die Disziplin eines vielbewegten Lebens, als durch die Schule ausgebildet worden; er ist mehr durch Leute, als durch Bücher unterrichtet worden, mehr durch die That, als durch das Studium. Er hat jedoch die Bücher nicht gering geschätzt und das Studium nicht vernachlässigt. Aus dieser Erziehung ging sein Geist mehr praktisch, als tief hervor, und sein Blick war mehr klar, als scharf. Er ist nicht frei von Bigotterie und von einem Stolz, wie man ihn bei der verfeinerten Ritterlichkeit der Feudalität findet. Wir glauben, daß er die Masse der Menschen liebt, obgleich er eifersüchtig auf die Vorrechte der Stände ist und sich nicht sehr freuen würde, wenn es so viele Glückseligkeit für das Menschengeschlecht gäbe, daß man der Auszeichnung der berühmten Einzelnen nicht mehr bedürfte. Es ist unmöglich, Sir Sidney's Fähigkeiten mit denen anderer Admirale zu vergleichen. Er war bei vielen Gelegenheiten unähnlich denen, welche Englands stolze Seeflote erforschten haben. Er würde mehr als Alle gewagt haben und vielleicht mehr erreicht; aber er hätte auch mehr auf Spiel gesetzt. Das ist gewiß, daß sein Edelmut und seine Hinnegung zum Glanze des Ritterthums oft unverträglich waren mit den harten Nothwendigkeiten des Krieges, wo es Pflicht wird, dem Feinde so viel Leben und Kräfte zu rauben, als möglich ist. Diesem Umstande hatte der Feind oft seine Rettung zu verdanken.“ In allen Beziehungen des Lebens zeigte er sich gerecht, gütig und edel. Es fehlt ihm nicht an einer Art von Eloquenz und an Leichtfertigkeit, zu dichten. Seine Fehler sind eigentlich nur übertriebene Ruhmsucht und Eitelkeit, wodurch er öfter verleitet wird, auf einem Gebiete Ruhm zu suchen, wohin er nicht gehört. Wenn je ein Mann in den Blättern der Weltgeschichte, ja selbst in denen des Romans, Heros genannt werden kann, so verdient es keiner mehr, als Sir Sidney Smith.

*) Wir können jedoch diese Begriffe von Edelmut nicht bei der Persönlichkeit der Touloner Flotte finden, wo Sir Sidney, wie oben erzählt worden, mit ganz besonderem Eifer das Vernichtungswerk vollzog. Der Uebers.

A u s t r a l i e n .

Eine Wanderung im Innern von Neu-Holland.

Die Süd-Australische Zeitung (South Australian Gazette) enthält einen interessanten Bericht über eine von Captain Sturt, Capitain Finnis, Herrn Macleay und Herrn Strangways unternommene und ausgeführte Expedition ins Innere des Austral-Kontinentes. Die Gesellschaft reiste mit elf dienenden Begleitern und einer Herde von 400 Ochsen von Sidney ab. Sie haben eine schiffbare Mündung des Murray-Flusses entdeckt. Ihr Bericht, den wir nachstehend mittheilen, ist an den General-Statthalter adressirt.

Adelaide, den 29. August 1838.

Wir verließen die Wohnung des Herrn Fowler ungefähr 9 Engl. Meilen oberhalb des Punktes, wo die große Südstraße über den Hume geht, und wanderten das rechte Ufer dieses Flusses entlang über schönes Weideland in der Richtung von Port-Philipp. Obwohl die Alluvial-Ebenen sehr ausgedehnt waren, so sahen wir doch nach wenigen Tagen kein Hochland mehr und bemerkten, daß der Boden unter uns fast jählings tiefer wurde; auch überzeugten wir uns bald, daß wir dahin gekommen waren, wo die großen und öden Gefilde des Innern ihren Anfang nehmen. Der Fluß behielt eine ansehnliche Breite und Tiefe; aber das Land zu beiden Seiten zeigte sich, je weiter wir vordrangen, desto mehr mit Schilf bedeckt, obwohl die Weiden immer noch trefflich waren.

Bei unserm letzten Raftort am Hume kamen wir an der Einmündung des Owen (des Kaya der Eingebornen) vorüber und wanderten dann allmählig einem größtentheils überschwemmten Lande zu. Teiche und Buchten schnitten öfter die Zugänge des Flusses, und dichte Massen sehr hohen Rohrichts erschwerten unser Vordringen gar sehr. Am 14. Juni bemalte ein kleiner Bach aus Nordosten, den der Hume rechter Hand aufnahm, unseren Marsch. Die Eingebornen sagten uns, das Land stehe an dieser Stelle unter Wasser und sey ganz ungangbar. Wir mußten also nothgedrungen über den Hume setzen und am linken Ufer weiter wandern.

Von der Einmündung jenes Baches an verändert der Hume seine bis dahin west-nordwestliche Richtung und strömt südwestwärts, um sich mit dem Goulburn-River, den wir oberhalb ihrer Konfluenz passirt haben, zu vereinigen. Als wir das jenseitige Ufer des Goulburn erreicht hatten, fanden wir zuerst die Spuren des Herrn Sawdon und erfassten daraus, daß er diesen schönen Fluß hinabgegangen war. Sobald der Hume den Goulburn aufgenommen hat, erweitert er sein Bett und lenkt wieder nord-nordwestlich durch ein Land, das nur unter besonders günstigen Umständen bereist werden kann. Wir ließen zur linken Hand, in einer Entfernung von 14 Engl. Meilen, unbedeutende Anhöhen liegen; und nachdem wir uns durch viele Sümpfe geschleppt hatten, traten wir von neuem in ein Land voll Rohricht und Moränen.

Endlich kamen wir zu dem Jarraine des Major Mitchell, einem kleinen Fluße, der in den Hume fällt; und am nächsten Morgen fanden wir zu unserer großen Freude, daß wir zwischen Sidney und Adelaide, 100 Engl. Meilen von jeder dieser Städte entfernt, und über festen Grund in offenen Ebenen wanderten. Jetzt hielten wir uns in den Fußstapfen der unternehmenden Männer, die uns vorgegangen waren; wir sahen nach einander die Mündungen des Norumbidji und des Darling; statt jedoch oberhalb des letzteren Besseres zu übersehen, wie die Herren Sawdon und Eyre gethan, lagerten wir zwei Engl. Meilen weiter südlich und passirten den Fluß in einem Winkel dicht an der Konfluenz. Wir hatten jetzt wieder Futter genug für unser Vieh; große Teiche begränzten das Feld, dessen Boden vortreflich und mit wucherndem Grase bedeckt war; aber in einiger Entfernung zeigten sich wieder unabhsehbare dürre Sandebenen, die mit Gestrüpp und schlechtem Kadelholz spärlich bewachsen waren.

Man bemerkt keine Veränderung der Landschaft, ehe man den großen Winkel des Murray im Nordosten erreicht hat. Hier aber, wo der Boden ungefähr 200 Fuß über den Spiegel des Flusses empor steigt, beginnt eine Reihe mit saftigen Kräutern bewachsener und mit zwergartigem Eukalyptus geränderter Hügel. Wir schritten über diesen Höhenrücken hinweg und kamen durch dichte Buschwaldungen in ein offeneres, mehr wellenförmiges Land. Hier besaßen wir uns wohl 40 Engl. Meilen nördlich von Adelaide, am Fuße von Anhöhen aus Schiefer und Sandstein, die bis zum Gipfel mit schöner, wohlbewässerter Weide bewachsen waren. Ich trieb einen Theil des Viehs durch ein wahrhaft malerisches Land nach dem Berge Barker; die grasigen Hügel setzten sich zu unserer Rechten ohne Unterbrechung fort; allein das Wasser war brackig und schlecht.

Als ich auf meiner zweiten Expedition den See Alexandrina passirte, glaubte ich, das Land weiter nördlich müßte, nach seinem allgemeinen Anblick zu urtheilen, schön und fruchtbar seyn; allein ich war durchaus nicht vorbereitet, ein so prächtiges Land zu sehen, wie dasjenige, wohin wir jetzt gelangten, nachdem wir den Gürtel von Buschwerk zurückgelegt hatten, der die Hügel des Murray von den eben erwähnten Anhöhen trennt. Diese Anhöhen erstrecken sich, mit Thälern wechselnd, sehr weit nach Westen. Sie sind mit Weidekraut bedeckt und ohne Bäume; ihr Wasser ist nur auf den Hügeln süß, weiter unten aber brackig.

Gegen den Murray-Fluß hin ist das Land flacher; und von den Gipfeln der Hügel, die wir erkletterten, bemerkten wir, daß dichtes Strauchwerk, mit ihnen parallel laufend, in unabhsehbare

südlicher Ferne sich verlor. Das Gefilde am Fuß des Berges Barker, wo wir eine Zeitlang verweilten, ist der Viehzucht sehr günstig. Da diese Gegend von Hügeln mit abgerundeten Gipfeln und heißen grasreichen Thälern durchschnitten wird, so darf man sie wohl in ihrem gegenwärtigen Zustande den meisten übrigen Kantonen von Neu-Südwales vorziehen. Ich kann mit Ueberzeugung sagen, daß ich selbst in England selten einen schöneren üppigeren Rasengrund gesehen habe. Vermuthlich erstreckt sich dieses Land nordwärts bis an den Golf St. Vincent; und sollten die Kolonisten einmal größerer Weideplätze bedürfen, so werden sie am besten thun, ihr großes und kleines Vieh hierher zu treiben.

Ich folgte anfänglich dem Laufe des Hume-River, weil ich hoffte, daß er mich in eine Gegend führen würde, die einer Art von Reisen, wie die eben von uns unternommene war, günstiger seyn dürfte, aber die Umgebungen dieses schönen Flusses sind leider allzu morastig. Wär' es nicht eine dürre Jahreszeit gewesen, so hätten wir mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; dennoch glaube ich zuverlässig, daß es im Süden regsamere Kantone giebt, und daß der Hafen Philipp in Zukunft zwischen der Kolonie Neu-Südwales und der Provinz Süd-Australien ein Verbindungsmitglied bilden wird.

Mit den Wilden haben wir uns im Ganzen gut vertragen; doch zeigen sie in den Umgebungen des Darling und überall, wo eine größere Anzahl beisammen wohnt, ein tropisches und verwegenes Naturell; und ich befürchte, daß sie früher oder später Gewaltthatigkeiten an Europäern begehen werden.

In einem Theile der Anhöhen, die dem Berge Cosy benachbart sind, hat man Kupfer entdeckt; dieser Kupfer-Driftit schneidet die Straße, welche zu deren Wäldern führt, deren Bäume eine faserige Rinde haben. Der Eigenthümer beabsichtigt, das Publikum die Vortheile, welche Thal Osmand gewährt, mit genießen zu lassen, indem er daselbst Häuser baute, wo die Bewohner von Adelaide den Sommer zubringen können.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Berichtigung. In dem Artikel „Ein Pferderennen in einem Kalmücken-Dorfe“ (Nr. 13 des diesjährigen Magazins) heißt es bei der Beschreibung des Gögendienstes, dieser sey in Tanguisischer Sprache gehalten worden. Da nun gar keine Beranlassung denkbar ist, weshalb die Kalmücken das ihnen widfremde Tanguische zu ihrer religiösen Sprache wählen sollten, so hat der Referent ohne Zweifel Tanguisch (Tanguzisch) wegen der Ähnlichkeit des Lautes mit jenem verwechselt. Der nördliche Theil von Tibet heißt Tangu, weshalb man das Tibetische auch Tanguisch zu nennen pflegt; und besonders bei den Russen ist diese Benennung vorherrschend. Die Sprache Tibets, aus welchem Lande die Mongolischen Stämme ihre Religion (den Buddhismus) und ihre heilige Literatur empfingen, wird von den Kalmückischen Geistlichen eben so hoch gehalten, wie das Arabische von den mohammedanischen Schriftgelehrten und das Latein von dem katholischen Klerus; daher ihre Liturgie noch jetzt Tibetisch ist. Wir erlauben uns einige fernere Bemerkungen: Burchane sind nicht bloße Laren, sondern die höchsten Gottheiten oder verklärten Wesen der buddhistischen Religion, die eigentlichen vollendeten oder ihre Vollendung noch erwartenden Buddha's. — Gelong bedeutet Priester, aber Gezul ist nur ein Kandidat der Priesterwürde; von diesen beiden Wörtern, die zufällig Tibetisch sind, ist das erstere aus go, Tugend, Tugendverdienst, und lung, anhäufen (der Tugenden häuft, an Verdiensten reich), das andere aus ge und zul, Muster, Regel (dem religiösen Tugend Regel) zusammengesetzt. — Das in der 3ten Note vorkommende Wort sal-el-elga, worin sich el wie ein Arabischer Artikel ausnimmt, soll vielleicht salalga (für salwarga) heißen; in jedem Falle sind die Trennungs-Strichlein hier sehr übel angebracht. Der gewöhnliche Mongolische Ausdruck für Gebet und Gottesdienst, salwaril, kommt von salwarichu (Türkisch yalwarimak), beten, flehen. S. 4.

— Künstlicher Marmor. Im letzten Hefte des Britischen Mechanic's Magazine macht Herr v. Harcourt seine Methode bekannt, künstlichen Marmor und Granit zu bereiten. Da kürzlich auch in St. Petersburg eine ähnliche Erfindung gemacht worden ist, so dürften wir bald nicht mehr von Italien, sondern von England und Rußland den zu häuslichen Zwecken brauchbarsten, d. h. wohlfeilsten Marmor erhalten. Im Wesentlichen scheint die Methode des Herrn v. Harcourt in der Gewinnung eines Mastix aus einer Mischung von Harz und Del oder Talg zu bestehen, in welche, wenn sie kochend und fließend ist, eine zweimal so große Quantität Kalk kommt, welcher letztere mit jenem Mastix vollständig und überall in gleichen Verhältnissen gemischt seyn muß. Die auf diese Weise gewonnene Composition wird nun nach verschiedenen Bereitungsarten in Granit oder Marmor verwandelt. Wird das letztere Produkt gewünscht, so thut Herr von Harcourt eine neue Quantität pulverisirten Kalks hinzu, wozu dann auch entweder eine verhältnismäßige Anzahl zerbrochener Stückchen Marmors von verschiedenen Farben, oder, in Ermangelung derselben, Kryskall- und anderer gereinigter Kiesel kommt. Das hartgewordene und polirte Produkt soll, wie Hr. v. Harcourt versichert, dem natürlichen Marmor an Ansehen und Dauer vollkommen gleichen und vorzüglich zu geschmackvoller Parquetirung zu verwenden seyn.

*) Die Stadt Adelaide liegt im Südosten Australiens nahe dem Golfe Spencer.